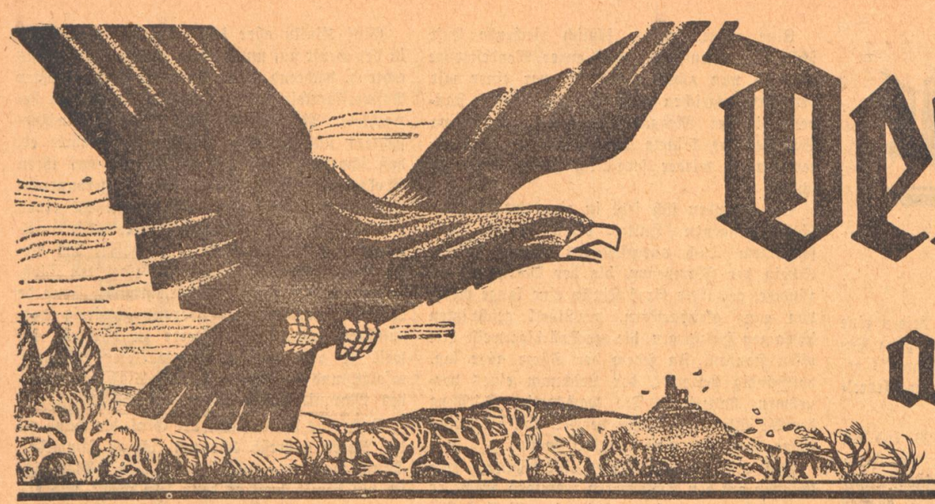
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

21 (27.5.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 21 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, 27. Mai 1934

Land und Meer

Zwei Drittel der Erdoberfläche sind Meer. Die frühe Erdgeschichte spricht sogar davon, daß vielleicht einmal die ganze Erdoberfläche nur Wasser war. Die Elemente des Chaos, Feuer und Wasser, die sich so sehr hassen, umgeben und durchdringen uns auch heute noch mit Segen und Fluch. Wenn man weiß, daß alles organische Leben, also auch der Mensch, zu mehr als 95 vom Hundert aus Wasser besteht, daß durch alles Grünen und Blühen der unendliche Strom des nassen Elementes zieht, als ausgleichende, ununterbrochen fließende und sich wandelnde Nahrung alles Lebens, dann schaut man das Meer mit doppelter Ehrfurcht. Aus ihm haben sich die ersten Lebewesen geformt, aus ihm aber auch hat sich ein Ergebnis der erkalteten Feuermasse, die Erde losgerungen in wechselvollem Kampfe.

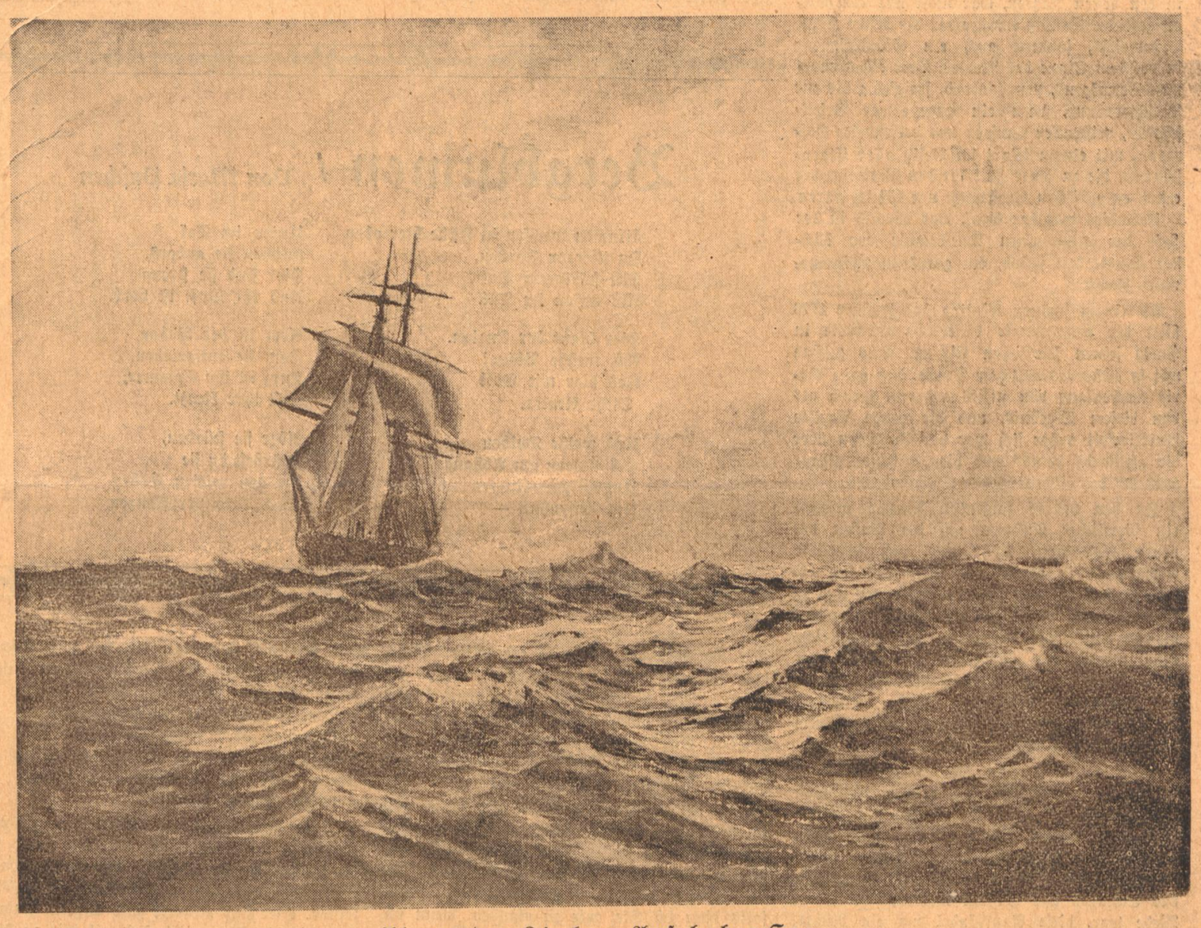
Wie gerne wandern wir am Ufer lieblicher Bäche, lebenspendender Flüsse und Ströme! Unsere Seele im Festland verwurzelt, im Waldesdome beheimatet, lockert sich beim Anblick des rastlos fließenden Elements und eine Sehnsucht nach Wanderschaft und Wechsel erfaßt uns; denn das zum Meere strebende zahllose Wassergeäst zieht an allem unserem Wirken und Sein vorbei, oft gewaltsam in unwiderstehlichem Drange sich bahnbrechend, sich stürzend und schlängelnd zu sicherem Ziel.

So suchen und befahren auch wir das große Meer, das in dämonischer Majestät all das Fließen aufnimmt und beherrscht, überhören wir nie seine ewige Sprache. Sein breiter Rücken trägt unsere Schiffe, eine winzige Schale, Abgesandte des Festlandes und spielt mit uns in täppischem Wellenschlag. Die Wellenberge und Täler, vom Sturm gefurcht, sind trotz ihrer furchtbaren Gewalt und zähen Gesetzmäßigkeit nur eine lächerliche Oberflächenkräuselung des stillen, tiefen, finsteren Wassergrabes. Wir schauen darüber hin, den Abgrund vergessend. Das Auge herrscht lichtbegnadet über die Weite, und stolze Freude und andächtige Größe erfüllt uns.

Wir fahren über das Chaos hin, das unfaßbare, stets ausweichende, aber unbedingt zurückschlagende unerschöpfliche Rätselhafte. Stille Gewalten fesseln das Chaos. Seine Sprache ist trotzdem überlaut, Grauen und Nacht und Ersticken und Beharren schreit aus ihm.

Wir dürfen und wollen und werden nicht in Dich versinken, Meer! Wir Söhne des Festlandes grüßen Dich, gewaltige Urkraft, als Sieger aus dem größten Kampfe unseres Planeten. Wir haben Deinen Gewalten den Geist, das Licht entrissen. Du sollst sie hinfort umspülen, und immer wieder steifen, ob Du willst oder nicht, dienen mußt auch Du Meer, rohe, größte Gewalt. Denn größer als alle Gewalt und Masse ist die Macht des Lichtes. Deinem Urfeind, dem Feuer eingeboren, ist das Licht, in Wärme und Helle natürlich, in Seele und Geist übernatürlich, Dein Herrscher in alle Ewigkeit. Auch das Feuer weist als Element in ähnlicher Unersättlichkeit und chaotischer Gewalt wie Du Weltmeer. Aber die ganze Schöpfung ist Zeuge dafür, daß sogar die sicher noch größere Gewalt, die im Feuer wirkt, der formenden ordnenden Kraft des Schöpfergeistes dienstbar sein muß. So fürchten wir Dich nicht, grausames Meer und schauen Dich mit offenen Augen. Wie ein Raubtier mußt Du dich unserem Blicke beugen, weil auch Du beweglichstes und zugleich stillstes Chaos der Schöpfung überall dienen mußt, lieben wir Dich sogar wie alles große Reine, das Ausdruck des All-Lebens ist und sei's auch finstere Nacht.

Karl Neuscheler.



Alexander Kircher: Auf hoher See

Aus dem Inhalt:

Rudolf von Eichtal: Eine deutsche Klinge
Otto Ehrhardt-Dachau: Um die rote Zeit
Otto Rombach: Als wir noch Rothäute waren
Theodor Alexander: Haifang
Hermann Eris Busse: Im romantischen Hegau
Hermann Moos: Die Sage von der wunderbaren Errettung Ladenburgs
August Stöhr: Ein Hexenprozeß im Kraichgau
Eugen Hadamovsky: Programmvorschläge erwünscht.

STURMLIED

VON RICARDA HUCH

O Brausen des Meers und Stimme des Sturms
Und Irren im Nebelschwarm!
In Hafens Ruhe, im Schutze des Turms,
Wie eng und arm.

Ich will kein Kissen mir unters Haupt,
Kein Schreiten auf Teppichen weich;
Hat mir der Sturm auch die Segel geraubt
Da war ich reich!

O herrliche Fahrt im Windeshauch
Hinauf und hinab und zurück!
Nur kämpfend, und unterlieg ich auch,
Ist Leben Glück.

Eine deutsche Klinge

Das historische Duell des Grafen Kinsky

Von Rudolf von Eichthal

„Gehe Er mit Gott, Kinsky“ sagte der deutsche Kaiser Karl VI. zu seinem neuernannten Gesandten am Pariser Hoflager.

„Es ist ein heißer Boden, auf den Wir Ihn hiemit entsenden. Wenn Wir auch seit zwölf Jahren mit Frankreich in Frieden leben, so weiß Er doch, daß uns die Herren in Versailles nicht sonderlich wohlaffektioniert sind, und daß der junge König nur darauf lauert, uns auch noch das Wenige zu arrachieren, was uns sein erhabener Urgroßvater in Rastatt von den hispanischen Ländern übrig gelassen hat. Sei Er also sagent, prudent, lieber Kinsky, provoziere Er nicht, zeige Er aber, wenn es notwendig ist, daß wir auch noch wer sind. Denn nichts imponiert den Franzosen so wie ein offener Geldbeutel und eine wohlgeführte Klinge. Nun, ich weiß, daß ich mich auf Sie in dieser Hinsicht voll verlassen kann!“

Graf Stephan Kinsky, damals ein Mann in den besten Jahren, war nicht nur ein ganz ausgezeichneter Diplomat, einer der besten Köpfe Oesterreichs, sondern auch ein Grandseigneur in vollstem Sinne des Wortes, Herr eines enormen Vermögens, prunkliebend, freigiebig bis zur Verschwendung, dazu ein angenehmer Gesellschafter, geistvoller Causeur und vollendeter Hofmann, mit einem Wort im Besitz aller Eigenschaften, die zu jener Zeit für den Vertreter der ersten europäischen Großmacht unerläßlich waren.

Ueberdies war der Graf, was damals in der Zeit der allgemeinen Duellmanie von höchster Wichtigkeit schien, ein geradezu phänomenaler Fechter.

An einem schönen Maitag des Jahres 1726 hielt der neuernannte kaiserliche Gesandte in Paris seinen feierlichen Einzug. Dies geschah mit so außerordentlichem Pomp, daß ganz Paris wochenlang von nichts anderem sprach als von diesem Ergebnis, und die ganze Pariser Weiblichkeit außer sich war vor Entzücken über die „hussards velus“ und die „heidouce gigantesques“ des österreichischen Ambassadeurs.

In den darauf folgenden Wochen erfolgte ein förmlicher Ansturm auf die Person des neuen Gesandten. Nicht nur, daß sämtliche Adelspalais in Paris und Versailles sich bemühten, den illustren Gast zu empfangen und zu bewirten, auch sein Ruhm als Meisterfechter war bis an die Seine gedrungen, und Frankreichs beste Degen, die Nachfolger der berühmten Athos, Porthos und Aramis, der D'Artagnans und Cyranos, begannen einen Wettlauf um die Ehre, als erster mit dem österreichischen Matador die Klinge zu kreuzen.

Aber sie kamen an den Unrechten. Graf Kinsky, eine liebenswürdige, heitere, echt österreichische Natur, aller Prahlsucht und Ruhmrederei in tiefster Seele abhold, wich allen Ehrenhändeln sorgfältig aus. Er haßte die verrückte Duellwut der französischen Kavaliere, das Schlagen aus Passion und wo es gerade Mode war, diese Raufhändel um ein Nichts, ein Wort, einen schiefen Blick, er betrachtete den Degen des Edelmannes nicht als Sportrequisit, sondern als letzte Instanz zum Schutze der Ehre und verschmähte es, mit seiner Fechtkunst — wie es damals üblich war — auf offener Straße und vor gaffenden Zuschauern zu paradieren. Gleich virtuos in der Kunst des Wortes wie des Degens, verstand er es in jeder Gesellschaft meisterhaft die Konversation in den von ihm gewünschten Bahnen zu erhalten. Machte irgend ein Degenheld den Versuch, dem Grafen eins auszuwischen, so sah er das stets schon von weitem kommen, war auf seiner Hut und verstand es, dem Gespräch im kritischen Moment durch ein humorvolles Wort oder eine feingeschnittene Pointe eine harmlose Wendung zu geben.

Unter den Persönlichkeiten, die sich ganz besonders um die Ehre bemühten, den deutschen Grafen vor die Klinge zu bekommen, befand sich auch ein Marquis de Chateauloup, Angehöriger einer der vornehmsten Familien des Landes und anerkanntermaßen der berühmteste Fechter Frankreichs.

Dieser Mann, anfangs einer der hitzigsten Gegner Kinskys, verwandelte sich, als er einsah, daß der Graf mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu fassen war, in seinen eifrigsten Bewunderer, suchte bei jedem nur möglichen Anlaß seine Freundschaft, überhäufte ihn mit Aufmerksamkeiten und Geschenken, kurz, gab sich in so liebenswürdiger Weise, daß selbst der vorsichtige Kinsky keinen Anstand nahm, den Marquis seines näheren Umgangs zu würdigen.

Mit der Zeit bildete sich zwischen beiden eine Art Freundschaftsverhältnis aus, und ganz Paris staunte darüber, wieso es dem Marquis gelungen war, den so überaus reservierten österreichischen Grafen an sich zu fesseln.

Eines Tages, im Spätsommer 1726, lud der Marquis seinen neuen Freund in der herzlichsten Weise zu einem Besuch auf seinem Landsitz Boisrepos ein. Dieses Gut lag einige Meilen von Paris, und man erzählte sich in der Hauptstadt Wunderdinge über die höchst originelle Ausstattung des Schlosses und Parks.

Graf Kinsky, der keinen Anlaß sah, die Einladung seines Freundes zu refüsieren, sagte ahnungslos zu. Der Schloßherr, von einer erlesenen Gesellschaft von Kavalieren und Damen umgeben, empfing seinen Gast. Zehn Tage dauerte der Aufenthalt des österreichischen Gesandten, und diese zehn Tage waren eine einzige Kette der auserlesensten Vergnügungen.

Der Marquis gab sich alle erdenkliche Mühe, dem deutschen Gast seine Hochschätzung zu erweisen. Mit österreichischer Herzlichkeit dankte er dem Schloßherrn beim Abschied für die erwiesene Gastfreundschaft und versicherte, daß ihm die Tage von Boisrepos noch lange in schönster Erinnerung bleiben würden.

„Comte“, sagte der Marquis, „Sie sehen mich in tiefer Beschämung. Alles, was mein ärmliches Haus zu bieten hatte, konnte nicht annähernd die Herzlichkeit der Gefühle zeigen, die ich Ihnen in Wirklichkeit entgegenbringe. Jedenfalls bitte ich Sie, mir zu glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß es das Bestreben meines ganzen ferneren Lebens sein wird, mich Ihrer Freundschaft würdig zu erweisen.“ Bei diesen Worten drückte er ihm in überströmender Herzlichkeit die Hand.

„Und nun noch eine letzte Bitte, Comte,“ fuhr der Marquis nach einer Pause fort. „Boisrepos enthält noch eine Sehenswürdigkeit, die ich Ihnen bisher nicht zeigen konnte. Es ist eine Art Familienheiligtum, das ich bisher noch keinem von meinen Freunden sehen ließ, und das ich nur Ihnen zeige, um Ihnen einen Beweis meiner grenzenlosen Freundschaft zu geben. Erweisen Sie mir die Ehre, Ihnen diese Merkwürdigkeit zeigen zu dürfen, chère comte.“

Lächelnd erklärte sich der Graf dazu gerne bereit. Sie durchschritten eine Reihe von Zimmern, passierten dann hallende finstere mit Ahnenbildern behangene Korridore, ohne daß ihnen irgend jemand begegnete, und standen plötzlich vor der Tür der Schloßkapelle, die sich in einem abgelegenen Teil des weitläufigen Schlosses befand.

Der Marquis öffnete und schritt voran. In tiefster Dunkelheit lag die Kapelle da. Kein Laut durchbrach die Grabesstille. Nur die Kerzen der Girandole knisterten leise und warfen lange seltsame Schatten an die Wände.

Immer noch ahnte Graf Kinsky nichts Böses. Er wunderte sich gar nicht, als der Marquis einen Schlüsselbund hervorzog, eine niedere Pforte im Chor öffnete und wortlos voranschritt.

Eine eisige, seltsam süßlich riechende Luft schlug ihnen entgegen. Auf enger Wendeltreppe ging es nun abwärts, bis sie vor einer mit dem Kreuzeszeichen geschmückten Eichentüre standen, die der Marquis abermals mit seinem Schlüsselbund öffnete und sobald sie eingetreten waren, wieder sorgfältig hinter sich verschloß.

Sie befanden sich jetzt in einer weitläufigen säulengetragenen Halle, deren Wände mit schwarzem Tuch ausgeschlagen waren. Beim Schein der Flambeaux, die der Marquis entzündete, gewahrte Graf Kinsky eine lange Reihe von ganz gleichartigen, prachtvoll geschnitzten schwarzen Holzsärgen, die merkwürdigerweise alle offen standen. In jedem der Särge aber lag, vollständig bekleidet, der Leichnam eines vornehmen Kavaliers. Die wachsartige Färbung der Gesichter und Hände verriet, daß die Leichname sorgfältig einbalsamiert waren.

Jetzt erst kam dem Grafen eine Ahnung. Entschlossen auf den Schloßherrn zutretend, fragte er mit ruhiger aber fester Stimme: „Wollen Sie mir erklären, Marquis, was dies hier bedeuten soll?“

Der Gefragte schwieg einen Augenblick, um seinen Triumph auszukosten. Dann sagte er satanisch lächelnd: „Chère Comte, man sagt, daß Sie Deutschlands bester Fechter sind und mich hält man in Frankreich dafür. Ich, sowie auch meine Freunde, haben kein Mittel unversucht gelassen, um meine Klinge mit der Ihrigen zu kreuzen. Aber sie wußten sich immer zu entziehen, vermutlich aus Feigheit, weil Sie die Ueberlegenheit der französischen Fechter fürchteten. Es blieb mir daher nichts übrig, als Sie hierher zu locken, um zu erproben, wer von uns der bessere ist.“

Entrüstet über solche Hinterlist wollte der Graf etwas erwidern, aber, ohne darauf zu achten, fuhr der Marquis mit höhnisch lächelndem Gesicht fort:

„Hier diese Leichname gehören zwanzig ausländischen Kavalieren an, die ihre Kunst mit der meinen maßen. Sie alle tötete meine Hand. Einer von uns beiden muß ihnen Gesellschaft leisten. Hier sind mehrere gute Degen. Versagen Sie mir die Ehre nicht, sich mit mir zu schlagen, sonst würde ich genötigt sein, Sie dazu zu zwingen. Meine Leute kennen meine Leidenschaft.

Mit Empörung hörte Graf Kinsky die Worte des Franzosen an. Als dieser geendigt hatte, maß er ihn verächtlich vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „Mein Herr, ich schlage mich nicht mit Ihnen.“

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?“ fragte mit verhaltener Wut der Marquis.

„Weil es mir meine Ehre nicht erlaubt, eine so heimtückische Herausforderung anzunehmen, und weil ich mich mit einem professionellen Meuchelmörder nicht schlage.“

„Eh—bien, dann muß ich Sie dazu zwingen.“

Grünlich verfärbt vor Wut ergriff der Hausherr zwei von den bereitliegenden Degen, drängte einen davon dem Grafen in die Hand, legte sich mit dem andern in Fechtstellung aus und schrie:

„Wehren Sie sich, Graf, oder ich stoße Sie nieder!“

Als Graf Kinsky sah, daß ihm nur die Wahl blieb, sich entweder zu verteidigen oder wehrlos abschlachten zu lassen, senkte er den Degen und sagte:

„Sie zwingen mich, mich mit Ihnen zu schlagen — gut dann, ich will es tun. Aber diese Szene hat mich um meine Ruhe gebracht. Erlauben Sie mir vorher, einige Minuten hier auf- und abzugehen, bis ich meine Fassung wiedergefunden habe.“

Als Zustimmung senkte der Marquis den Degen.

Graf Kinsky aber schritt ruhig einige Male in der Gruft auf und nieder, scheinbar auf nichts achtend, während er in Wirklichkeit mit größter Aufmerksamkeit die ausgestellten Leichname betrachtete. Mit dem kundigen Auge des Meisterfechters und geübten Duellanten gewahrte er, daß sämtliche Opfer dieses Dämons auf ihren Brokatwesten einen großen Fleck von geronnenem Blut hatten, und zwar alle genau an einer und derselben Stelle, unterhalb der linken Brustwarze. Sogleich kombinierte er daher, daß dieser Meuchelmörder einen ganz besonderen Stoß, und zwar vermutlich den berüchtigten „Coup de Jarnac“ anwende, der überaus schwierig auszuführen, aber noch schwerer zu parieren ist, weil er aus gänzlich unerwarteter Richtung erfolgt, und daß dieser infame Stoß vermutlich des Marquis ganze Kunst ausmache.

Noch eine Weile stand der Graf, die Hand an die Augen gepreßt, wie um sich zu sammeln. Dann sagte er ruhig: „Eh-bien, Marquis, ich bin bereit, weil es denn sein muß“, und ergriff den Degen.

Sie legten die Röcke ab, grüßten einander mit den Degen und begannen.

Mehrere Minuten währte der Assaut, ohne ein Ergebnis zu zeitigen. Marquis von Chateauloup suchte augenscheinlich seinen Gegner durch fortgesetzte vehemente Angriffe zu ermüden, um dessen Aufmerksamkeit erlahmen zu machen. Graf Kinsky verlegte sich ausschließlich auf die Verteidigung, ohne auch nur ein einzigesmal zu ripostieren. Mit Absicht markierte er, nachdem dieses Spiel eine geraume Zeit gewährt hatte, eine gewisse Ermüdung, indem er vor den Stößen des Angreifers zurückzuweichen begann.

Kaum merkte dies der Raufbold, änderte er seine Taktik. Ein starker Doppelappell, eine blitzschnelle ganze Volte rechts, ein mit größter Kraft ausgeführtes Battement gegen Kinskys Klinge, und mit der unvorstellbaren Geschwindigkeit eines zubeißenden Schlangenkopfes stieß der Marquis gegen die offene linke Seite des Grafen vor.

Aber der war gefaßt. Mit gleich fabelhafter Geschwindigkeit warf Kinski — ein ganz beispielloses Fechterstück! — den Degen in die linke Hand, parierte den Stoß und band, Korb an Korb, des Marquis Klinge derart, daß dieser weder Hand noch Degen rühren konnte.

Aug in Aug standen nun die Gegner einander gegenüber.

„Coup de Jarnac — nicht übel“, sagte Graf Kinsky verächtlich lächelnd. „Möglich, daß solche Künste französischen Fechtern gegenüber verfangen. Aber Sie müssen noch einiges dazulernen, Marquis, um einem deutschen Fechter mit Erfolg gegenübertreten zu können.“

„Coquin! Lourdaud! Arlequin!“ schrie der Marquis außer sich vor Wut über diese Verspottung, machte einen Sprung rückwärts und drang von neuem auf den Grafen ein, ihn nun unter unaufhörlichen Beschimpfungen mit Stößen überschüttend.

Plötzlich aber fiel ein besonderes Schimpfwort. „Canaille autrichienne!“ ertönte es aus dem Mund des Rasenden.

Im nächsten Augenblick blitzte Kinskis Klinge. Ein brillant ausgeführter Trompez le contre, und der Marquis von Chateauloup stürzte, den Degen bis ans Heft im Leibe, zu Boden.

Ohne die Waffe herauszuziehen und ohne dem Gefallenen noch einen Blick zu schenken, legte der Graf seinen Rock an und verließ den unheimlichen Ort.

Als er wieder die Kapelle betrat, fand er zu seinem Erstaunen die ganze Gesellschaft vollzählig versammelt. Man unterhielt sich beim Schein zahlreicher Kerzen ganz laut und ungeniert und erwartete spannungsvoll den Augenblick, daß Herr von Chateauloup in gewohnter Weise mit dem blutigen Degen in der Hand erschien, um lachend seinen Sieg über den fremden Gimpel zu verkünden.

Als Graf Kinski eintrat verstummte jäh das Gespräch. Aller Augen blickten entsetzt auf ihn, als wäre er ein dem Grabe entstiegenes Gespenst.

„Wo ist — wo ist der Marquis?“ ließ sich endlich eine Stimme vernehmen.

„Er erwartet die Herrschaften unten in der Gruft“, antwortete der Graf mit lächelnder Mine. „Nur glaube ich nicht, daß er weiterhin in der Lage sein wird, Sie, meine Damen und Herren, zu einem neuen Schelmenstück hierher zu bemühen.“

Darauf schritt er, ohne sich weiter um die Anwesenden zu kümmern, dem Ausgang zu.

An der Schloßrampe wartete schon sein Wagen. Noch in derselben Nacht war er in Paris.

Am nächsten Morgen regnete es Herausforderungen. Graf Kinsky nahm sie alle an und legte seine Gegner der Reihe nach in den Sand.

Von Stund an hatte er vor allen Provokationen Ruhe und stand in den sieben Jahren, die er als Gesandter in Paris weilte, im unbestritteten Rufe, der beste Fechter der Welt zu sein.

*

Alexander Dumas und Edmonde Rostand haben es verstanden, der Welt die Meinung einzuhämmern, daß einzig und allein nur Frankreich berühmte Fechter geboren hat. Hier der historische Beweis, daß Deutschland in Wirklichkeit jene Helden besaß, die Frankreichs Dichterhirne in ihrer Phantasie erzeugten.

Bergblumen / Von Maria Paschen

Blumen wachsen in Fülle hier oben
In tieferen Farben,
Mit stärkerem Duft,
Als unten im Tal.

Hier blaut der Enzian.
Ach, welche Bläue!
Und hier wie Gold
Steht Arnika.

Und weiße Dolden
Schimmern am Abhang
Und Glockenblumen
Und Eisenhut. —

Unten im Tal
Glühen sie anders,
Hier sind sie streng
Und ihr Duft ist herb.

Arm ist der Boden,
Dem sie entsprießen,
Kurz ist ihr Sommer,
Kalt ihre Nacht.

Aber sie stürben,
Würdest du sie
In den reichen Boden
Des Tals verpflanzen.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 21 — 27. Mai 1934

Ansturm der Jugend im Deutschen Meisterturnier in Aachen

Ein Novum in der Deutschen Schachgeschichte. Der „ewige" Meister lebt nicht mehr. Nur noch die drei ersten Sieger eines Turniers um die Meisterschaft von Deutschland haben die Berechtigung am nächsten Meisterkampf teilzunehmen, dazu gesellen sich die zehn Zonensieger. — Für Süddeutschland spielen diesmal bekanntlich Hahn-Bayreuth und G. Heinrich-Ludwigshafen. — Diese Neuregelung mag für manchen verdienten Meister, der nur ganz knapp distanziert wurde, eine gewisse Härte sein; wir denken dabei vor allem an die Berliner Könner, wie Ahues, B. Koch, Helling, Richter und Sämisch; aber für unseren Nachwuchs bedeutet sie eine nicht hoch genug einzuschätzende Möglichkeit zum Weiterkommen; zudem haben ja die alten Meister immer wieder die Gelegenheit in ihrem Zonenturnier teilzunehmen und sich so zu qualifizieren. In dem diesjährigen Turnier in Aachen sind zwar die alten Kanonen Carls-Bremen und John-Berlin an der Spitze; aber zwischen sie und den Nürnberger Rödl haben sich bereits die besten Vertreter des Nachwuchses geschoben. Nach der 8. Runde: Carls 6 und H, John 5½ und H hat der süddeutsche Meister Hahn 4 Punkte, also genau 50 Prozent erreicht. Umstehend bringen wir eine schneidige Partie des westdeutschen Zonensiegers Lange-Essen gegen Weißgerber, den 5. der letzten deutschen Meisterschaft in Pyrmont.

Indisch

Weiß: Lange
Schwarz: Weißgerber

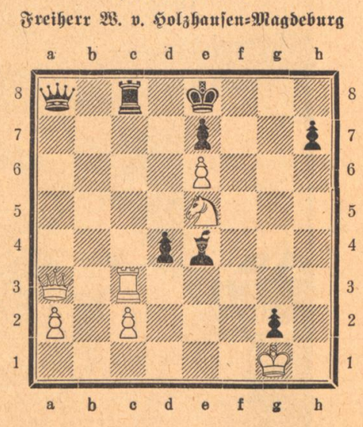
1. d2—d4 Sg8—f6	2. Sg1—f3 e7—e6
3. c2—c4 Lf8—b4+	4. Lc1—d2 Dd8—e7
5. g2—g3 0—0	6. Lf1—g2 Lb4:d2
7. Sb1—d2 d7—d6	8. 0—0 e6—e5
9. Dd1—c2! Sb8—c6	10. d4—d5 Sc6—b8
11. e2—e4 Sf6—h5	12. b2—b4 f7—f5

Jetzt haben wir eine für die „Neuindische Eröffnung" typische Stellung erreicht. Weiß arbeitet am Damenflügel, Schwarz am Königsflügel.

13. c4—c5 f5—f4	14. Tf1—c1 Sb8—a6
15. Dc2—c3! g7—g5	16. Lg2—f1! g5—g4
17. Sf3—h4 De7—f6	18. Tc1—c2 Lc8—d7?
19. c5—c6! Ld7—c8	20. c6:b7 Lc8:b7
21. Sh4—f5! Lb7—c8	22. Lf1:a6 Lc8:a6
23. Dc3:c7 Ta8—c8	24. Sf5—e7+ Kg8—h8
25. Se7:Tc8 Tf8:c8	26. Dc7:c8+ La6:c8
27. Tc2:c8+ Kh8—g7	28. Ta1—c1 Df6—g5
29. Tc1—c7+ Kg7—h6	30. Tc7—d7 Sh5—f6
31. Td7:d6 f4:g3	32. h2:g3 Dg5:Sd2
33. Td6:Sf6 Kh6—g7	34. Tc8—f8! Dd2:b4
35. Tf8—f7+ Kg7—g8	36. d5—d6 Db4—b8
37. d6—d7 Aufgegeben.	

Problem Nr. 22

Freiherr W. v. Holzhausen-Magdeburg



Matt in vier Zügen

Die Schachmeisterschaft von Deutschland in Bad Aachen 1934

ist gegenwärtig das große Ereignis aller deutschen Schachspieler. Zum ersten Mal wird das Meisterschaftsturnier nach den Grundsätzen des Großdeutschen Schachbundes ausgefochten. Der Oeffentlichkeit wird von dem scharfen und spannenden Meisterschaftskampf in einem Kongreßbuch Bericht gegeben, das im Auftrage des Großdeutschen Schachbundes erscheint und von Schachmeister Alfred Brinckmann bearbeitet wird. (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10, Vorbestellpreis bis zum Erscheinen 2.— RM., später 2.50 RM., zu beziehen durch jede Buchhandlung).

Jeder Schachspieler, nicht nur der im Vereinsleben stehende, wird in diesem inhaltreichen und lebendig geschriebenen Turnierbuch die Kämpfe um die Meisterschaft mit Interesse verfolgen können, um daraus Anregungen für sein eigenes Spiel zu gewinnen.

Programmvorschläge erwünscht

aber bitte mit etwas Geist . . . .

Von Reichssendeleiter Eugen Hadamovsky

Es gibt im deutschen Rundfunk und in manchen Kreisen derjenigen, die von außen zur Mitarbeit herandrängen, eine Krankheit, die ich die „Stunden-Seuche" nennen möchte. Das Krankheitsbild, für dessen Heilung bis jetzt noch keine medizinischen Vorschriften bekannt sind, sieht etwa folgendermaßen aus:

Ein aufdringlicher, von seinem eigenen Redefluß hingerissener Pg. oder Vg. stürzt in das Büro, fängt schon im Stehen und bevor man ihn kennt, vom Rundfunkprogramm zu sprechen an, setzte sich, wirft eine Mappe auf den Tisch und hat einen Berg angeblich fabelhaften Vorschlägen für den Aufbau des Programms, im Kopf oder auf dem Papier.

Er redet ununterbrochen, gestikuliert heftig und starrt einen mit so glänzenden und überzeugten Augen an, daß man zwischen der Vorstellung schwankt, einen ehrlichen Fanatiker oder einen Fieberkranken vor sich zu haben.

Da er schüchtern an ihn gestellte Fragen überhört, auf Einwände gar nicht reagiert und anläßlich energischer Handbewegungen nur schneller redet, so fühlt man sich unter Umständen veranlaßt, aufzustehen, mit dem Ergebnis, daß er sitzen bleibt und weiterredet.

Endlich, nachdem er uns eine Viertelstunde lang mit seiner Redeflut überschüttet hat, und in uns der Verdacht wach geworden ist, ob nicht die Grammophon-Industrie einen ihrer neuesten Vollautomaten zur scherzhaften Vorstellung ins Haus geschickt hat, unterbricht er sich mit Pathos und sagt:

„Und jetzt — jetzt kommt mein wesentlicher Vorschlag für die Neugestaltung des deutschen Rundfunkprogramms. Sie haben da die „Stunde der Nation". Fabelhaft diese Stunde der Nation. Wie sich alles pünktlich am Abend auf die Stunde einstellt, das ist wahrhaftig ein wunderbares Beispiel der Disziplin der Hörerschaft (!) und der genialen Leitung des deutschen Rundfunks. Aber sehen Sie, ich habe jetzt einen eben so genialen Vorschlag. Der Rundfunk wird überhaupt nur im Volk populär und beliebt werden, wenn er außer der „Stunde der Nation" noch eine Stunde für Beamten, eine Stunde für die Frau, eine Stunde für Nachtwächter und eine Stunde für Havelschiffer einführt. Das ist ja das Großartige. Stunden, Stunden muß man im Rundfunk bringen, damit das Volk etwas hat, woran es sich halten kann. Sehen Sie etwa die „Stunde der Havelschiffer". Es wird hinfort keinen Havelschiffer mehr geben, der nicht Rundfunkhörer ist, wenn Sie um 6.00 Uhr abends die Stunde der Havelschiffer einführen. Es wird aber auch keinen Ruderer geben, keinen Segler, keinen Paddler, der sich im Sommer mit seiner Frau oder Braut in der herrlichen Weite unserer Havelgewässer zu erholen liebt. Und hinfort nicht ihr begeisterter Hörer wäre. Und was meinen Sie, die Fischer an der Nordsee werden Abend für Abend wissensdurstig und gespannt ihren Rundfunkapparat auf Berlin einschalten, um an der Stunde der Havelschiffer teilzunehmen und in der Havelschiffahrt ihr eigenes seemännisches Erlebnis wiederzufinden."

Ich wagte dem geistreichen Vorschlag gegenüber Zweifel auszudrücken. Ich fand, daß die „Stunde der Havelschiffer" schlecht zur „Stunde der Nation" passe, und die Havelschiffer vielleicht statt dessen abends zusammen mit ihren Frauen lieber eine anständige Tanzmusik hören wollten. Er schüttelte heftig den Kopf.

Sie brauchen ja die Stunde der Havelschiffer nicht abends zu senden. Es kann ja auch morgens oder vormittags sein. Sie braucht auch nicht täglich im Programm zu stehen. Man kann sie jeden zweiten Tag oder jede zweite Woche oder sogar jeden zweiten Monat wiederholen. Die Hauptsache ist, daß der Rundfunkhörer am Montagmorgen um 9.00 Uhr weiß, jetzt kommt die „Stunde der Havelschiffer" und am Dienstagabend 10.00 Uhr, jetzt kommt die „Stunde der Nachtwächter". und am 10. Mai kommt eben eine „Stunde für den Kleingärtner", und zwar Jahr für Jahr, und am 1. Juni eine „Stunde für die Erdbeerenzüchter", und im November machen wir eine „Stunde für die Zahnärzte".

Ich hatte nur noch eine bescheidene Frage an diesen eifrigen Herrn: „Und wenn wir nun glücklich das Rundfunkprogramm an 365 Tagen in 24 Stunden aufgeteilt haben, und jede Programmstunde wie in einem Museum ihren festen Platz im ganzen Jahr hat, welche von diesen Stunden werden Sie dann selbst abhören?" — „Nun", sagte er, „meine kolossale geistige Arbeit hindert mich selbstverständlich, daran etwas anderes zu hören, als das, was mich als Spezialist interessiert. Für mich als Fachschriftsteller kommt natürlich nur die „Stunde der Fachschriftsteller" in Frage, die Sie hoffentlich auch einrichten werden". . .

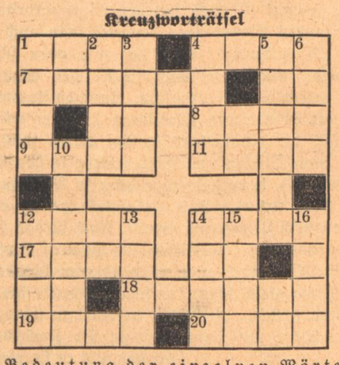
Ich antwortete ihm, daß ich ihn weniger für einen Fachschriftsteller als für einen Fallensteller hielte. Das deutsche Volk wünsche eine „Stunde der Nation", aber nicht eine Stunde für jeden Quark. Das Rundfunkprogramm sei keine Angelegenheit von Berufen, sondern eine Angelegenheit des ganzen Volkes.

Der Mann, der das ganze Rundfunkprogramm in Stunden unterteilen wollte, brauste auf, sagte, ich verstünde eben nichts vom Volk und würde nie sehen, daß das Volk nun einmal aus Havelschiffern, Zahnärzten, Briefmarkensammlern, Hundezüchtern u. a. bestände.

Da erkannte ich, daß der Mann aus der liberalen Zeit kam, ein Spezialist war und an der unheilbaren „Stundenseuche" litt. Zwischen ihm mit seinen Stundenvorschlägen und dem nationalsozialistischen Rundfunk mußte jede Diskussion unfruchtbar bleiben. Ich sagte ihm das auch. Da er es aber nicht begriff und auf meine Einladungen nicht freiwillig aus dem Zimmer gehen wollte, rief ich telefonisch den nächsten Arzt an und ließ ihn durch ein Sanitätsauto abholen. Jetzt warte ich darauf, daß Menschen mit etwas Phantasie und Geist kommen, die für das Rundfunkprogramm bessere Vorschläge haben, als nur . . . „eine Stunde des . . . .", „eine Stunde für . . . ".

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.
a) von links nach rechts: 1 Vorstellung, 4 Keimträger, 7 Stadt in Pommern, 8 Wüstenei, 9 Stadt in Ostfriesland, 11 Schweizer Kanton, 12 Nebenfluß der Donau, 14 Insektenlarve, 17 Stadt in Lippe, 18 Stadt im Freistaat Sachsen, 19 Buch der Bibel, 20 Extrakt;

b) von oben nach unten. 1 Abgott, 2 Fluß in der Schweiz, 3 orientalischer Fürstentitel, 4 Geck, 5 europäische Hauptstadt, 6 Paradies, 10 uns entrissenes Land, 12 Fluß im Harz, 13 pommerscher Küstenfluß, 14 Körnerfrucht, 15 weiblicher Vorname, 16 Haushaltsplan.

Bilder-Rätsel

Auflösungen

Verwandlungsrätsel.

Apfel, Opfer, Otter, Mater, Matte, Marne, Birne.

Kreuzworträtsel:

a) 1 Wolga, 4 Glas, 8 Abel, 10 Ire, 11 Air, 12 Werden, 14 China, 16 Ebe, 17 Zug, 20 Eis, 22 Pan, 24 Neger, 26 Patent, 28 Tip, 30 Abe, 31 Reni, 32 Lied, 33 Minna; — b) 1 Waag, 2 Obi, 3 Lerche, 5 Lid, 6 Ares, 7 Sense, 9 Lenz, 13 Raupe, 15 Heine, 18 Garten, 19 Neapel, 21 Senf, 23 Kadi, 25 Apia, 27 Tee, 29 Inn.

Magisches Quadrat

A	T	L	A	S
T	R	E	M	A
L	E	G	A	T
A	M	A	T	I
S	A	T	I	N

Bilderrätsel

Dem Geiste sei nichts zu groß, der Güte nichts zu klein.

Der bessere Herr

Von Jo Hanns Rösler

Und dies ereignete sich auf einem kleinen Postamt, unweit des Hauptbahnhofs. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, und vor den Schaltern stauten sich die Menschen, um mittels Erlagsscheinen und Postanweisungen ihr gutes Geld loszuwerden. Vor dem dritten Schalter aber stand eine besonders lange Reihe, und gerade zu dem dritten Schalter eilte ein besserer Herr, achtete nicht auf die zahlreich Wartenden, sondern drängte sich von links her zum Schalter und rief:

„Eine Zweipfennigmarke!"

„Wie bitte?"

„Eine Zweipfennigmarke! Schnell!"

Ein unzufriedenes Raunen unter den Wartenden erhob sich.

„Hinten anstellen! Was heißt denn das? Da könnte ja jeder kommen! Aus der Reihe tanzen! Unerhört! Frechheit!"

Auch der Beamte machte ein böses Gesicht.

„Das gibt es hier nicht!" sagte er. „Stellen Sie sich gefälligst hinten an!"

„Wegen einer Zweipfennigmarke —"

„Hinten anstellen!"

„Wegen einer Zweipfennigmarke werde ich doch nicht eine Stunde warten!"

Der Beamte knurrte wütend: „Machen Sie hier keine Geschichten! Halten Sie uns nicht auf! Stellen Sie sich hinten an!"

Der bessere Herr zuckte die Schultern und kapitulierte vor der Uebermacht. Er trat an das Ende der Schlange, die sich inzwischen um etliche Zwanzig vermehrt hatte und wartete. Er wartete zehn Minuten, er wartete zwanzig Minuten. Nach einer halben Stunde hatte sich endlich die Reihe vor ihm etwas gelichtet, aber es waren noch einige hartnäckige Postkunden vor ihm. Sein Vordermann allein trug ein wohlgezähltes Dutzend Postanweisungen unter dem Arm, nicht gezählt die Zahlkarten, die aus seinem Buch herausfahen. Der bessere Herr wartete geduldig eine weitere halbe Stunde. Endlich war er an der Reihe und stand jetzt rechtmäßig vor dem Schalter.

„Sie wünschen?", fragte der Beamte.

Der bessere Herr antwortete mit mühsamer Zurückhaltung:

„Vor einer Stunde habe ich von Ihnen eine Zweipfennigmarke verlangt. Sie haben mir da die Marke verweigert. Jetzt aber verzichte ich auf die Marke!"

Sprach's und verließ stolz erhobenen Kopfes das Amt.

Lustiges Allerlei

Irrtum

„Kennen Sie den Kaufmann von Venedig?"

„Nein, wir haben keine Handelsbeziehungen mit Italien."

Gesang

„Als ich heute morgen gesungen habe, haben alle Nachbarn bravo gerufen."

„Was hast Du denn gesungen?"

„Morgen muß ich fort von hier."

Rasch vergessen

Dame im Schuhsalon: „Was bringen Sie mir den da für altmodische Schuhe, Fräulein . . .? Die soll ich tragen?"

Verkäuferin: „Verzeihen Sie, gnädige Frau, das sind doch Ihre eigenen, die Sie vorhin auszogen."

Liebe

„Würden Sie mir nachspringen, wenn ich hier ins Wasser springen würde?"

„Natürlich."

„Lieben Sie mich so?"

„Das nicht, aber das Wasser ist an dieser Stelle so seicht."

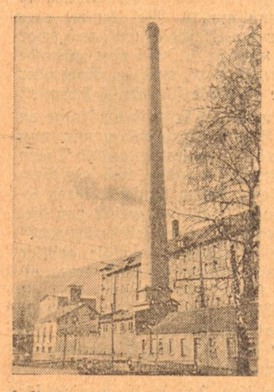
Das aufmerksame Kind

„Zu Bett, zu Bett," ruft Frau Kettelböter, „die kleinen Vögelchen sind schon alle im Nest."

Am andern Morgen weckt ihr Töchterchen sie um 5 Uhr aus dem tiefsten Schlafe. „Die Mammis von kleinen Vögelchen fliegen schon alle umher und suchen Futter für das Frühstück."

Besuch in einer badischen Spinnerei und Weberei

Owambu, der junge Neger, verbringt seine Tage damit, von der Verladestation der großen Baumwollplantage, die längs des gesegneten Niltales sich hinzieht, die Baumwollballen an die Boote zu schleppen, die zu dem großen stolzen Schiff gehören, das draußen ganz fern am Horizont Anker geworfen hat. Viele, viele Tage muß er so im Schweiße seines Angesichts schuften, bis er soviel sich gespart hat, daß er ein weites weißes Festgewand sich kaufen kann bei Achmed dem Händler. Nun schreitet er stolz einher und weiß sicher nicht, daß es vielleicht dieselbe Baumwolle ist, die er einst auf seinen Schultern zum Schiffe trug, die Baumwolle, die inzwischen den Weg gefunden hat vom Nildelta zu einer deutschen Spinnerei, von der Faser zum Stoff. Er würde auch sicher nicht begreifen, warum ein solch weiter Weg notwendig ist. Denn ach, er ahnt ja nicht, daß es im Norden der Welt Länder gibt, wo keine Baumwolle wächst und wo dafür Fabriken stehen mit sausenden Rädern und rauchenden Schloten, nichts ahnt er von den großen Gesetzen der Weltwirtschaft und der Arbeitsteilung der Völker.



Unsere badische Spinnerei- und Webereiindustrie geht in ihren Anfängen zurück etwa auf das dritte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts. Unternehmungslustige Kreise des damaligen Hofadels waren es vielfach, die seinerzeit mit wohlhabenden Bürgern zusammen diese ersten Werke gründeten. Wir stoßen in alten Urkunden auf die Namen der Göler und Dubois, der von Haber und Vetter-Koechlin u. a. m. Die neue Industrie blühte rasch empor, aber in den verschiedenen Krisen, die die deutsche Wirtschaft im Laufe dieses knappen Jahrhunderts erschütterten, wechselten die Werke gar oft ihre Besitzer. Erhalten blieb dagegen meist der Zusammenhang mit der Arbeiterbevölkerung und so finden wir schon ganze Baumwollgenerationen in den Dörfern und kleinen Städten, in deren Nähe eine solche Baumwollspinnerei liegt und finden oft Vater, Söhne und Töchter darin beschäftigt. Große Werke, wie wir eins kürzlich besuchten, haben auch schon richtige Arbeiterkolonien angelegt mit Kinderschule, Sportplatz und Gesangverein, so daß man wohl sagen kann, daß ganze Dörfer von und für die Baumwolle leben. Auch hier hat die Zeit der furchtbaren Wirtschaftsnot sich trostlos ausgewirkt, aber auch hier ist jetzt neue Hoffnung und neues Leben eingezogen; von März 1933 bis März 1934 konnten über 20 Prozent Neueinstellungen vorgenommen werden und inzwischen hat diese Zahl sich noch viel weiter erhöht. Es gibt zahlreiche Werke, die ihre Vorkriegskapazität heute wieder erreicht oder sogar schon überschritten haben. Durch große Eisentüren kommen wir in den Lagerraum einer solchen Spinnerei, wo die Rohstapel liegen, eng gepreßt und hoch übereinander getürmt, häßlich und schmutzig gelb anzuschauen.

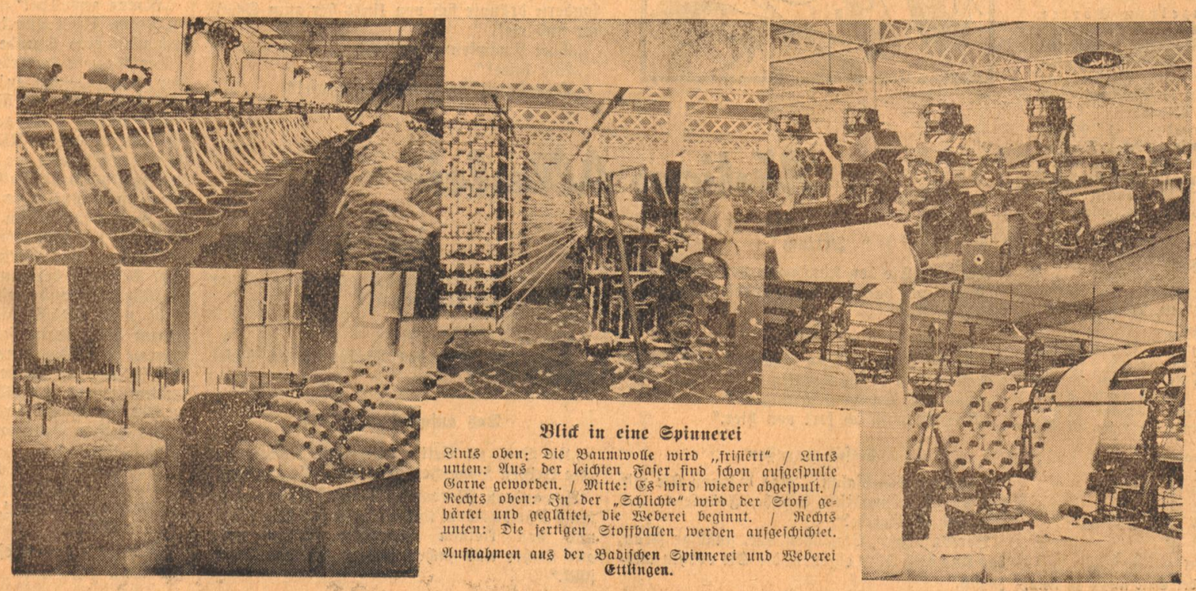
Ungeheuer wirkt ihre Menge, aber man hört sogleich, daß rund 16—17 Prozent reiner Abfall sind und sich gar nicht zur Verarbeitung eignen. Und wirklich, wenn man die sinnreiche Einrichtung beobachtet, die den Titel „Reinigung" trägt, so sieht man wie hier die Spreu vom Weizen sich sondert oder vielmehr der Dreck von der Baumwolle. Die wird durch eine Heißluftanlage emporgewirbelt und zugleich getrocknet und gesäubert und wirkt, wenn sie wieder herunterkommt, schon sauber und appetitlich. Aber richtig betrachtet, ist es immer noch ein wirres Durcheinander und hier tritt nun die „Streckung" ein und ordnet und „frisiert" und es entstehen wunderschöne weiße Zöpfchen, ganz zart und luftig, fast wie Schlagsahne anzuschauen, die in endloser Fülle sich aus der Form eines sehr guten Konditors ergießt. Aber die Zöpfchen, so schön sie aussehen, sie bleiben nicht lange am Leben, denn nun kommt der Grobflyer und zertrennt sie wieder und bringt sie in eine neue, ganz wunderbare Form: ein hauchzarter Schleier entsteht, wie ihn die Elfen in Andersens Märchen tragen und dieser zarte Schleier tritt durch eine Unzahl sehr feiner Maschinen die Reise an auf schlanke Schiffchen und wird hier erstmals wirkliches Garn. 60 000 Spindeln surren in diesem großen Spinnsaal, surren tagaus, tagein, sammeln die feinen Fäden und werden selbst wieder gesammelt und in Kisten gepackt und verwogen und auf eine niedliche Kleinbahn gesetzt und damit ist die Spinnerei zu Ende und es beginnt der Arbeitsgang der Weberei.

Die Spinnerei ist ganz wie ihr Stoff eine zarte und liebliche Angelegenheit, und wenn auch viel tausend Spindeln sausen, so ist ihr Geräusch doch ein wenig musikalisch und tut den Ohren nicht weh. In der Weberei aber herrscht ein Höllenlärm. Das saust und tobt und quitscht, daß man sein eigen Wort nicht mehr versteht, rechts, links und an der Decke sausen die Räder wie wahnsinnig herum und merkwürdige Maschinen, wie große Plättbretter anzuschauen, packen rücksichtslos das liebe zarte Garn und zerquetschen es. Denn das so schön in der Spinnerei aufgespulte Garn wird in der Weberei sofort wieder abgespult und kommt in die sogenannte „Zettelwäscherei", wo es automatisch nochmals sortiert wird, und von da in die „Schlichte", die es mit einer kartoffelähnlichen Masse beschmiert und so zum ersten Mal zu einer Art „Stoff" verdichtet. Viele Fäden dieses Stoffes laufen nun in den Webstuhl hinüber, passieren aber auch noch den „Rettbaum" und die „Einzieherei" und vereinen sich schließlich zu dem fertigen Gewebe, das, noch ein wenig unansehnlich zwar aber doch schon als künftiges Bekleidungsstück erkennbar, in der „Ausrüstung" seiner Vollendung entgegengeht.

Viele tausend Spindeln drehen sich unermüdlich, bewacht von der jungen Arbeiterin, die immer wieder mit Menschenhand der Maschine helfen muß.

Wenn wir durch diese Hallen gehen, so tauchen neben den unermüdlichen Maschinen Gesichter von Menschen auf, von jungen und alten Männern, von Frauen und Mädchen. Einen ganz winzigen Augenblick nur heben sie den Kopf, dann beugen sie sich wieder aufmerksam über die Maschine, die zwar brav und fleißig ihre Arbeit tut, die aber doch der Hilfe und Kontrolle durch menschliche Hand bedarf. Und das Problem „Mensch und Maschine" löst sich hier auf eine eigene Art: diese Menschen betrachten die Maschine keineswegs als ihren Feind, sondern als ihren Gehilfen. Sie erkennen klar, daß mit solcher Schnelligkeit, aber auch mit solcher Präzision Menschenhände nie arbeiten könnten. Sie sehen und wissen aber auch, daß überall, wo es zur Leitung des Produktes des Verstandes bedarf (wie an der Einzieherei beispielsweise, wo viele ältere Frauen sitzen und mit unwahrscheinlich geübten Händen winzige Fäden leiten und verknüpfen) die Maschine den Menschen braucht. Es ließe sich vielleicht denken, daß hundertmal so viel Menschen einen Teil der maschinellen Leistung ersetzen könnten; wer aber könnte dann in diese Stoffe sich kleiden, die dann so enorm teuer wären, daß gerade sie, die Miterschaffer, sich „ihre" Stoffe gar nicht leisten könnten. Und nie wäre es möglich dann, daß deutsche Baumwollstoffe auf deutschen Schiffen den Weg in die Welt antreten würden, den Weg, der sie zurückführt bis zu Ovambu, dem kleinen Neger am Nil.

Ich vergaß zu sagen, daß meist ein kleiner Bach durch solche Betrieb fließt, denn Wasser ist wichtig. Es ist wichtig schon wegen der Feuersgefahr, denn Baumwolle ist ein sehr gefährliches Material, das hinter schweren Eisentüren lagern muß, damit es nicht eines Tages den ganzen Betrieb gefährde. Wasser braucht man aber auch zum Antrieb der Turbinen, denn es wird sehr viel mit Wasserkraft gearbeitet, und das Werk, durch das wir gingen, erzeugt 400 PS. für den Eigenverbrauch. Fließendes Wasser aber benötigt man auch in der „Ausrüstung", von der wir oben schon sprachen, und in der nun die fertigen Gewebe den letzten Schliff erhalten. Zunächst kommen sie wieder von den Maschinen in menschliche Hände, die genauestens darauf achten müssen, daß keine Flecken und Fehler mehr in den Geweben sind, dann geht es wieder in Maschinen, die Maß nehmen und die Stücke genau einteilen nach Länge und Breite. Noch ist das Gewebe von einer häßlichen mattgrauen Farbe, in der Bleicherei aber wird es nun blendend weiß, um gleich darauf in scharfriechende blaue, braune, grüne, rote Brühe getaucht zu werden; viele Male muß der Stoff in die Farbkübel tauchen, bis er sie richtig angenommen hat, und jetzt, wenn er seine Appretur dann noch bekommen hat, erkennt man schon, was aus der rohen häßlichen Faser inzwischen geworden ist; zarter und fester Kattun, leichter Cretonne, kräftiger Bettbezugstoff, Futter für Samtkittel und vieles andere. Hochaufgeschichtet liegen sie nun da, die weißen und bunten Stoffe, und schon sehen wir im Geiste luftige grüne Cretonnekleidchen, rosa Pyjamas und himmelblaue Sporthemden vor uns liegen, entstanden aus der einfachen Baumwollfaser durch das technische Wunderwerk, das schlicht und bescheiden „Spinnerei und Weberei" heißt.



Blick in eine Spinnerei

Links oben: Die Baumwolle wird „frisiert" / Links unten: Aus der leichten Faser sind schon aufgespulte Garne geworden. / Mitte: Es wird wieder abgespult. / Rechts oben: In der „Schlichte" wird der Stoff gehärtet und geglättet, die Weberei beginnt. / Rechts unten: Die fertigen Stoffballen werden aufgeschichtet.

Aufnahmen aus der Badischen Spinnerei und Weberei Ettlingen.

Von Otto Ehrhart-Dachau

Nun bin ich seit Stunden schon unterwegs, seit halber Viere drücke ich mich im Moor herum, auf heimlichen Wegen, an Gräben entlang, über feuchte Aecker, durch nasses Gras und habe noch nicht genug. Am Taubenbach habe ich ein paar Forellen gefangen, so im Vorbeigehen nur — schwupp, schwupp — heraus und schnell in den Beutel. Im Auwald konnte ich einen Bock bestätigen und einen andern im Daxetgraben. Um Sechs wollte ich daheim sein, jetzt ist es bald Acht. Ich kann nichts dafür, wenn der Kaffee kalt wird und die Milch nur noch eine Haut ist; kein anderer als ich muß den Schaden tragen.

Meine Augen sind so gefräßig um diese Zeit. Jetzt ist das Laub noch weich und müd, alles strotzt in Duft und Saft. Das Rohr bolzt auf, die Iris springt, und jeder Grashalm spitzt die Ohren. Wo man geht und steht will die Erde leuchten und grüne Farbe und Blumenlast tragen. Heut ist es noch so. In ein paar Tagen aber, wenn die Sensen blitzen, wenn das Lichtlaub dunkelt und der Grasschnitt anhebt, gehen auch die Augen wieder anders, überall sehen sie dann nur Rot!

Auf dem Staudamm vor dem Lerner Moos werfe ich mich lang ins Kraut und Gras. Die Luft flimmert und schwingt jetzt vor Schwüle. Bei den Torfstichen geht ein Bauer durch das Moor. Wo er geht, warnen Kiebitze und flöten die Bracher. Rehe rumpeln durchs Schilf. Ein paar Reiher, die dahinter gefröschelt haben, heben sich schwerfällig auf und streichen vollkröpfig ins Villos hinüber. Jetzt hoppelt ein Hase den Damm herauf, knabbert und kegelt, jetzt rutscht er gemächlich wieder hinab. Der Vogellärm verstummt. Alles beruhigt sich wieder. Ein Bussard zieht seine weiten Kreise. Die Sonne sticht. Das Gras steht still. Falter gaukeln, Hummeln brummen. Fern, ganz zart und schier im Dunst verscheinend, dämmern die blauen Berge.

Im Bruchland vor mir, hinter den Erlenstumpen, wo die dünnen Birken stehen, finde ich plötzlich Rot. Meine Hand sucht das Glas. Da liegt ein Reh im Schatten. Ich schaue es gleichgültig an — hier war noch nie etwas Gescheites! Aber wie es nun den Kopf hebt, um den lästigen Fliegen zu wehren, wird mein Blick plötzlich anders, ganz heiß. Helle Enden, auffallend gute Sechserstangen — diese Auslage, halt einmal — die kennst du doch? Mensch, hast du Schwein, da liegt ja der Villosbock! Und meine Gedanken schwirren wie Bienen aus der Erinnerung hervor...

Vier gute Böcke hatte mir der Jagdherr im vergangenen Jahr frei gegeben, darunter als besten den Villosbock. Ich bekam sie alle bis auf diesen. Was habe ich mit dem Burschen Pech gehabt! Er kam immer wo anders, als ich ihn erwartete, und immer erst, wenn Kimme und Korn schon sinnlos waren. Einmal sprang er mir aufs Blatten, aber da konnte ich nicht schießen, so dicht war er vom Buschwerk verdeckt. Endlich dann, eines Abends bei schwindendem Büchsenlicht sah ich ihn heimlich hinter mir durchs Jungholz ziehen. Ich muckste mich nicht, wartete bis er am Villosrand verschwunden war und baumte dann lautlos ab. Es war klar, er wollte auf die Wiesen hinaus, ins Moor. Auf den Socken umschlug ich das Holz, sachte wollte ich um die Ecke — da stand er schon da. Und zog schon wieder weiter, unstet wie der Teufel, im Ziehen Aesung rupfend, immer grauer in die graue Weite. Schnell jetzt! Alles flog noch an mir vom Laufen. Aber es mußte gehen — jetzt oder nie! Ich sackte zusammen, strich an einer Jungbirke an. Das Licht hielt gerade noch... Ist er's bestimmt? — Natürlich ist er's! Also! Im Feuer stieg er hoch auf, wendete und stürmte laut schreckend ins Holz zurück. Schrecken und wenden, das paßte mir nicht. Aber ich hatte genau gesehen, daß die Kugel richtig saß. Das Licht schwand schnell. Im Dunkeln suchte ich den Anschuß, wischte mit der Hand die Gräser ab. Da und da Schweiß. Gottlob! Verbricht die Stelle, Richtung Wundbett. Morgen in aller Frühe holst du ihn mit dem Jäger ab.

Am andern Morgen wies uns der Hund sofort das Wundbett, aber nimmer den Bock. Der Bock war gestohlen — darüber gab es keinen Zweifel, und das Gescheide hatten die Lumpen ganz nah im Reisig versteckt. Wir schimpften nicht übel, und es dauerte eine ganze Weile, bis ich über den Streich lachen konnte. Ueber den Verlust meines besten Bocks!

Acht Tage später kam der Jäger ganz aufgeregt von seinem Reviergang zurück! „Entschuldigens, Herr Ehrhart, daß i so dumm frag. Wissen Sie ganz genau, daß Sie den Villos-Bock vor Hahne ghabt ham?" — „Natürlich! Warum?" — „Heunt hab i oan gsehng, bei der Daxrinna, ich hab blos net dui Zeit vom Ansprecha ghabt. A Bock, akkrat wie der vom Villos. Die gleiche Statur. Die gleiche Auslag... Werd halt a Bruader vo eahm sein. Setzens eahne morgen doch amoi am Taubenwinkel an!"

Ich muß gestehen, ich war etwas mißtrauisch, folgte aber dem Rat. Der Jäger war zuverlässig. Am dritten Abend, eben im Begriff den Ansitz aufzugeben, sah ich einen Schatten aus dem Auwald ziehen. Ich schaute nicht lange durchs Glas und nahm ihn gleich ins Zielfernrohr. Jetzt trat der Bock vor den hellen Grabenstreifen. Ohne Zweifel, ein starker Herr. Der Stachel saugte sich aufs Blatt, ich zog ab. Der Gefehlte flüchtete schnurgerade auf mich zu, verhoffte auf höchstens vierzig Schritt, stellte sich, wie bestellt, breit und luste zurück. Anscheinend hatte er keine Ahnung, woher der Schuß gekommen war. Fieberhaftes Laden, Gestochen.. Jetzt hing ich wieder am Blatt. Ein kapitaler Bursche, ganz und gar der Villosbock! Dampf! — und wieder daneben! Laut schreckend sprang er ab. „Ja, Himmelfixnomal, gibt's denn so etwas überhaupt! Hau den Drilling an den Baum!"

Als der Jäger kam mit dem Hut in der Hand, darunter der Bruch verborgen war, meinte ich bloß: „Ich brauch kein' Bruch — gehn's heim!"

Am andern Tag nahm ich mir das Zielfernrohr vor. Wir schossen es an einem Torfschuppen ein, und es dauerte eine ganze Weile, bis ich den überhaupt traf. Zuhause forschte ich der Geschichte nach. Meine Frau hatte Kinderbesuch gehabt. Die Malefizbankerten hatten das Ding auf meinem Schreibtisch gefunden, U-Boot-Periskop damit gespielt und der Sepperl hatte es angeblich ein „bisserl" auf den Boden fallen lassen. Na ja. „So was sperrt man eben ein!" Hinterher hat meine Frau immer recht.

Im vergangenen Winter schickte mir der Jäger ein grau verwaschenes Gwichtl ins Haus. Holzarbeiter hätten den Schädel im Villos gefunden. Die Lumpen hatten seinerzeit den Kopf einfach abgeschnitten und weggeworfen. Und heute, jetzt sehe ich ganz genau, daß der Bock, der am Leben geblieben ist, der stärkere ist. Der da draußen liegt, ist der richtige, der von Glück und Zufall begünstigte Villosbock.

*

Ich liege immer noch und starre durchs Glas. Die Sonne sticht wütend. Im Westen hat sich eine schwarze Wand erhoben, die mächtig wächst und höher steigt. Eine Weile noch schrillen die Grillen. Dann ist alles still. Reglos schlaff brütet das Moor. Blitze zucken. Donner grollen. Ueber den Bergen hängen lange Regenfahnen. Ein Wind steht auf. Der Auwald braust. Weit draußen liegt noch das Land im Licht, hier aber steigen immer dunklere Schwärzen.

Da — der Bock steht auf und zieht ins Schilf. Fertig! Hoch! Hau den Hut ins Gesicht! Wenn du auch noch so naß wirst, es tut dir nichts. Es bleibt ein lohnender Morgen.

Als wir noch Rothäute waren ...

Eine Kindergeschichte von Otto Rombach

Als wir noch Rothäute waren, hatten wir einen Häuptling, der mit uns umging wie mit jungen Hunden. Er ließ uns stundenlang auf dem Bauche kriechen, obgleich kein Feind zu sehen war; er jagte uns durch den Bach, ob wir Schuhe anhatten oder nicht. „Um euch zu schleifen für den Ernstfall!" sagte er. Wir waren anderer Ansicht.

Durch diese Willkür kam es zur Verschwörung. Gewöhnlich war unser Lager weit draußen vor der Stadt und besonders in einem Gehölz, das in den Bereich des feindlichen Stammes derer von Gundelsheim gehörte. In allem Ernst war von den Rädelsführern beschlossen worden, unseren Häuptling „Adlerfeder" an einen Baumstamm anzubinden und den Gundelsheimern auszuliefern, deren Zelte schon seit einigen Tagen in der Nähe des umstrittenen Waldes standen.

Die Ueberrumpelung des Häuptlings gelang. Die Waffen waren ihm gestohlen worden. Den Proviantsack hatten wir geplündert. Nun stand der Kerl am Baum. Wir führten Freudentänze auf. Bis der Waldschütz kam.

„Eine schöne Bande seid ihr", sagte er.

Das waren wir! In der ganzen Stadt, im ganzen Umkreis gab es keine besseren Indianer als unseren Stamm. Schon unsere Rädelsführer waren furchterregende Gestalten: einer hatte rote Haare, der andere krumme Beine, aber wenn es ans Fechten oder Steckenreiten ging, war gerade unser Säbelbein der flinkeste. Der dritte schließlich hatte ein Gesicht, das dermaßen von Sommersprossen übersprenkelt war, daß man von der eigentlichen Haut fast nichts zu sehen bekam. Die anderen Rothäute — bis zu mir, dem jüngsten — ersetzten durch Bemalung und Schmuck ihre Tapferkeit. Wir waren „der Stamm", rote Krieger, sonst nichts. Daß wir das Maul halten mußten, verstand sich.

Genug: Der Waldschütz muß uns an die Gundelsheimer verraten haben. Denn plötzlich tauchten sie auf. Sie hatten einen Hopfengarten geplündert und standen jetzt mit ihren riesenhaften Stangen um unser Lager herum.

Unser Gericht war gerade zu Ende. Eine Klage nach der andern hatten wir dem Häuptling ins Gesicht geschleudert. „Du hast mich zehnmal nach Wasser geschickt, obwohl es nicht nötig war." Er zuckte nur mit den Schultern. „Du hast mich ohne Grund drei Stunden im Gebüsch liegen lassen, während ihr Aepfel gefressen habt! Und ich habe nichts gehabt!" Er zuckte wieder. Die Klagen nahmen kein Ende. Aber als das Urteil gesprochen war, sagte Adlerfeder nur: „Ich habe ganz genau gewußt, was ich getan hab'."

Das Urteil lautete, wie es schon vorher verabredet war, auf einen halben Tag Durst und Hunger am Marterpfahl. Allein lassen wollten wir ihn, eine grausame Strafe, denn es war sicher, daß die Gundelsheimer ihn entdeckten und verprügelten. Das gehörte zum Urteil. Die Rädelsführer hatten sich diesen Umstand mit einer Schlauheit zunutze gemacht, die nur durch die List wirklicher Rothäute übertroffen werden kann. Aber kaum stand der Häuptling am Baum, da entspann sich bereits ein Streit über die Nachfolgerschaft. Alle drei nahmen das Recht für sich in Anspruch, denn Adlerfeder sollte nach dieser Demütigung endgültig abgesetzt und verbannt sein.

Da tauchten, bevor es zur Entscheidung kam, die Gundelsheimer auf! Mutig gemacht durch den wehrlosen Häuptling, den sie am Marterpfahl erblickten, drohten sie mit ihren Hopfenstangen und fingen ein Gespött an, das jedem von uns die Wut ins Gesicht trieb. Aber was tun? Wir waren umstellt, die Rädelsführer hatten sich entzweit, wir besaßen nur unsere Flitzbogen und dünnen Lanzen, die bald zertrümmert waren, wenn es zum Kampf kam. Die Gundelsheimer waren feige wie die Koyoten, die räudigen Wölfe der Prärie. Nur unseren Häuptling fürchteten sie. Jetzt, da er am Baum stand, blaß, mit zusammengebissenen Zähnen, stieselten sie über das Brachfeld heran und schrien: „Gebt uns Adlerfeder! Wir legen ihn in den Steinbruch! Ihr kriegt dafür freien Abzug!"

Unschlüssig wichen wir an den Waldsaum zurück, aber schon sahen wir hinter den Bäumen die Pfeile anderer Gundelsheimer auf uns gerichtet. Auch Feldsteine hatten sie angeschleppt. Wir waren eingekreist. Wenn es jetzt losging, waren wir verloren. Da sagte plötzlich der Krummbeinige zum Häuptling: „Adlerfeder, was meinst denn du dazu?"

„Liefert mich aus!" gab er zur Antwort. „Sie sind in der Uebermacht. Es ist zuviel Kroppzeug beim heutigen Zug. Es wäre schade, wenn man den kleinen Kindern (damit waren wir gemeint) die Skalpe nehmen oder die Schädel blutig schlagen würde."

Diese Antwort hätte eigentlich in den Plan gepaßt, den unsere Rädelsführer gesponnen hatten. Aber anstatt dem Häuptling zu folgen, ging Säbelbein auf ihn zu und sagte: „Adlerfeder, wir haben dir Unrecht getan." Mit diesen Worten zog er seinen Knicker heraus, ein richtiges Metzgermesser, und schnitt seine Fesseln entzwei. Damit war unsere Spannung gelöst. Alle Angst war vergessen. Wir alle jubelten auf, als nun Adlerfeder mit einem Satz eine Lanze an sich riß und dem gegnerischen Häuptling zurief: „Wenn du ein Held bist, so komm an zum Lanzenduell!"

Das hatten die Gundelsheimer nicht erwartet! Sie liefen erschrocken ein paar Schritte zurück, aber in diesem Augenblick war Adlerfeder schon auf ihren Fersen, — wir alle stürmten mit Kriegsgeheul nach — so jagten wir die Gundelsheimer den Berg hinunter.

An diese Meuterei schloß sich ein zweiter Kriegsrat an. „Iche gehe", sagte Adlerfeder, „ich trete zurück. Ich schinde keinen. Ich will nur richtige Indianer aus euch machen."

Wir haben „Adlerfeder" nach vielen Hughs und mit viel Kriegsgeheul unwiderruflich die Führung unseres Stammes wieder übertragen.

HAIFANG

Von Theodor Alexander.

Ich sah Haifische in allen Meeren der Welt gefangen und getötet werden. Niemals aber habe ich wieder einen solch aufregenden und nervenaufpeitschenden Kampf gesehen, wie an der Küste von Neu-Irland. Es gibt nichts, was die Todesverachtung und die Geschicklichkeit der Kranken übertreffen würde, mit der sie den Haifisch im persönlichen Kampf mit der Handschlinge bezwingen.

Wir fuhren mit dem Motorboot des Konsuls in die Bucht, in der die Kanaken den Haien auflauerten. Wenige Meter von einem Kanu, in dem zwei Eingeborene sitzen, stellen wir den Motor ab und lassen uns in der Dünung treiben.

Der rückwärts sitzende Kanake nimmt ein langes Stück Holz, das sich an beiden Seiten flach verbreitert. In der Mitte ist ein Griff, an den beiden Seiten sind zwei Löcher eingebohrt, durch welche eine starke Schlinge aus Bast gezogen wird.

Nun werfen die Leute einen Kranz hohler, aneinander gereihter Kokosnüsse in die Dünung und schlagen mit Hölzern auf die hohl klingenden Nüsse. Das Geräusch hört sich an, als ob ein Schiff Anker werfen und die Ankerkette mit Gerassel in den Grund sinken würde. Bald kommen von der offenen See einige Haifische herangeschwommen.

Ein riesiger Hai mit heimtückischen Augen nähert sich dem Kanu. Der Kanake springt ins Wasser. In der linken Hand hält er einen toten Fisch, mit der rechten Hand die Bastschlinge.

Der Hai versucht, unter den Köder zu kommen und den Fisch mit den fünf Reihen seiner scharfen Zähne zu packen.

Wehe, wenn der Mann nicht rechtzeitig seine Hand zurückzieht. Der Verlust seines ganzen Armes wäre die Folge. Der Hai merkt nicht, wie sich die um seinen Kopf geworfene Schlinge zusammenzieht. Der Kanake läßt den Fisch in seiner Hand los und greift nach dem an seinem Gürtel befestigten Messer.

Der Hai ist rascher und beißt den Mann in den Fuß. Blut entströmt der nicht gerade gefährlichen Wunde. Ein Stück Fleisch ist aus dem Schenkel gerissen. Das Blut in dem Wasser scheint den Hai wahnsinnig vor Gier zu machen.

Nun stößt der Eingeborene mit der Faust das Messer bis zum Griff in den Bauch des Haifisches. Der Fisch krümmt sich vor Schmerz in all seinen Sehnen, schnellt seinen Leib hin und her und versucht, den unter ihm durchtauchenden Mann abzuschütteln.

Doch eisern hält der Kanake die Schlinge fest, zieht sie immer mehr zusammen. Ein mächtiger Schlag des Haifisches zertrümmert den Ausleger des kleinen Kanus, der zweite Mann stürzt ins Wasser. Todesschreck lähmt sekundenlang die anderen Boote, zwei weitere Haifische sind an den Kampfplatz geschwommen. Starr blicken wir alle auf die kleinen Dreiecke der Rückenflossen, die über der Oberfläche des Wassers hin und her gleiten.

Luftschnappend taucht der Kopf des Mannes mit der Handschlinge aus dem Wasser. Jetzt sieht er die beiden anderen Bestien. Das Tier, das er mit dem Messer schwer verletzt hat, ist noch immer nicht ermattet. Mit unheimlicher Geschwindigkeit schießt ein zweiter Hai heran. Da kommt ihm ein neuer Mann zu Hilfe, mit einem Fisch und der Schlinge in den Händen schwimmt er auf den Hai zu. Von unserem hohen Motorboot können wir die geschmeidige Gestalt des Eingeborenen unter Wasser deutlich erkennen, dicht daneben den dunklen Rücken, den weißen Ansatz des Bauches und die spitze Schnauze des Seetigers.

Ab und zu öffnet sich das Gebiß der Bestie, wenn sie nach den Gliedern des Kanaken schnappt.

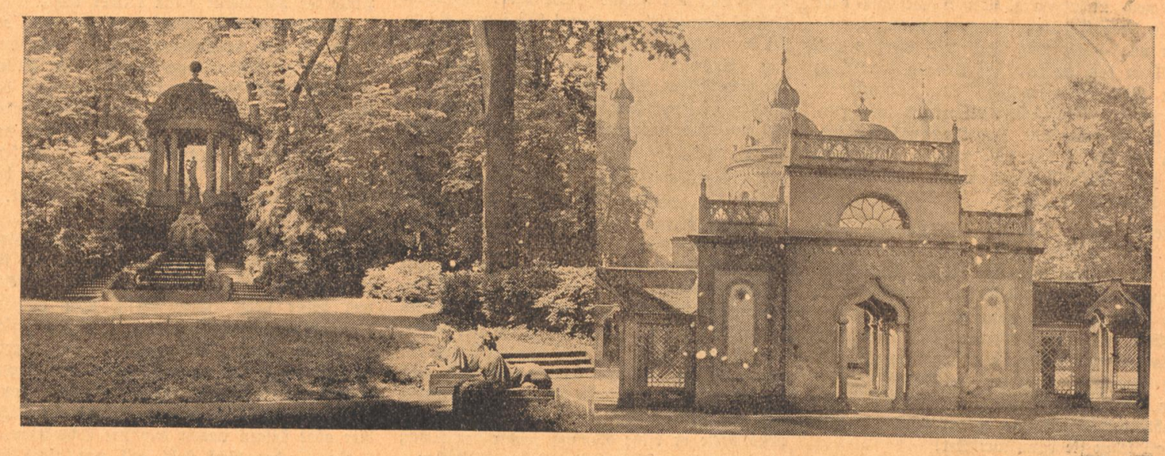
Der Hai wirft sich mit einem plötzlichen Ruck auf sein Opfer, schießt mit dem Kopf aus dem Wasser. In diesem Moment schwimmt ein neues Tier auf den Mann zu. Ein fürchterlicher Schrei erschüttert die Luft. Der Kanake hat den zweiten Haifisch im Rücken erkannt, weiß nicht, welchem er zuerst die Bastschlinge über den Kopf werfen soll. Im nächsten Augenblick muß das Entsetzliche geschehen. Der Mann wirft dem Hai die Schlinge über den Kopf. Der Hai ist zurückgeschnellt und schießt in wilden Stößen hin und her, den Kanaken unter dem Wasser nachziehend. Dabei schnappt das Maul des zweiten Hais nach dem Fuße des durch das Wasser gezogenen Eingeborenen. Dunkles Blut trübt das klare Wasser, das Bein ist oberhalb des Knies abgebissen!

Jetzt kommen zwei neue Kanus zu Hilfe. Mit Messern in der Hand springen die Kanaken in die See. Das Wasser ist in weitem Umkreis blutig gefärbt. Ein neuer Hai nähert sich dem immer noch im Wasser kämpfenden Mann. Wir versuchen sofort, ihm mit dem Motorboot den Weg abzuschneiden. Zu spät. Wir sehen nur mehr, wie die Haie in dem sich durch das ausströmende Blut rotfärbenden Wasser den Kanaken in Stücke zerreißen. Nicht einmal unsere auf gut Glück ins Wasser gefeuerten Revolverkugeln halten sie von ihrer blutigen Mahlzeit ab.

Die anderen Boote haben inzwischen das umgestürzte Kanu aufgerichtet. Mit Triumph schleppen die zwei Kanaken das erste erlegte Tier an Land.

Flieder Rosen Nachtigallen

Ein historischer Rundgang durch den Schwetzinger Schloßgarten



Auf uraltem Kulturboden zwischen Odenwald und Rhein lag einst eine alemannische, später fränkische Siedlung, die sich als Heimat der Sippe des Svezzo „Svezzingen" nannte; zwei alte Begräbnisstätten hat man in späterer Zeit noch gefunden. Nach mannigfachen Schicksalen kam der Ort in kurpfälzischen Besitz. Ein Schloß mit Zugbrücke und Wassergraben entstand. Hier residierte einst in fürstlicher Hofhaltung, die das französische Muster nachäffte, Kurfürst Friedrich V., der als „Winterkönig" den 30jährigen Krieg mit heraufbeschwören half. Schwetzingen sank in Schutt und Asche; auch den Neubau ereilte dasselbe furchtbare Schicksal, als die französischen Mordbrennerbanden unter Melac die Pfalz zerstörten.

Ein neues Zeitalter trat für Schwetzingen ein, als Kurfürst Carl Philipp 1770 seine Residenz infolge kleinlicher Streitigkeiten mit den Kirchenbehörden nach Mannheim verlegte und sich in Schwetzingen eine Sommerresidenz schuf. Aber das, was wir heute in Schwetzingen voll Bewunderung sehen, ist das Werk des pracht- und kunstliebenden Kurfürsten Karl Theodor, der sich hier von den Anstrengungen der Staatsgeschäfte erholen wollte. Das Schloß selbst ist höchst einfach, aber in vortrefflichen Verhältnissen gehalten. Unmittelbar auf die Spitze des Königsstuhl bei Heidelberg ausgerichtet, zieht eine lange schnurgerade Allee nach Schwetzingen. Und im Ort weitet sich diese Straße zu einem rechteckigen, nach Westen offenen Platz, die breithingelagerten barocken kleinen Häuser lenken den Blick auf das Schloß mit seinen beiden Türmen. Links und rechts springen Flügelbauten vor, die einen Ehrenhof bilden, den feierlichen Eintritt ins Schloß aufs glücklichste betonend. Hier hat sich einst der ganze Prunk der fürstlichen Auffahrten entfaltet, hier sammelte man sich mit der Meute hoch zu Roß, um den Hirsch in den Rheinauen zu jagen, hier konnte der Kurfürst Paraden über die ganze Garnison abhalten.

Heut ist's still geworden mit dem allen. Wir durchschreiten die Einfahrt und stehen gebannt auf einer kleinen Terasse: vor uns weitet sich das Parkett des berühmten Schloßgartens. Ein großes regelmäßiges Viereck breitet sich vor uns aus, begrenzt von Alleen riesiger alter Kastanien und in der Mitte ungefähr sprüht eine Fontaine zum Himmel, links und rechts geschmückt mit den berühmten Gruppen der von den Hunden gestellten Hirsche, die das Wahrzeichen von Schwetzingen geworden sind. Dann schließt sich die hohe Rückwand dicht geschlossener Bäume bis auf eine kerzengerade Lichtung, die über einen Seespiegel im Hintergrund hinweg den Blick schweifen läßt bis zur Kuppe des Kalmit in der Haardt. Es ist die haargenaue Fortsetzung der Allee, die jenseits des Schlosses zum Königstuhl führt. Und vor dem Schloß selbst, da steht der Garten halbkreisförmig begrenzt durch zwei Zirkelhäuser, die breit gelagert, durch Pavillons gegliedert sind. Hier waren einst die festlichen Säle, die teils steifes, teils vergnügtes höfisches Treiben gesehen.

Freilich, so wie der Schloßpark sich heute den Blicken des Beschauers bietet, hat er seinerzeit nicht ausgesehen. Ursprünglich lehnte er sich stark an den französischen akademischen Stil an; die Anlage stammt auch von einem geborenen Franzosen, Bigage, der später „Intendant über die Gärten und Wasserkünste" wurde. Da gab es streng abgeteilte Beete und Boskette, wunderlich waren die Sträucher und Bäume zugeschnitten. Heute ist das alles verwachsen, und wir sehen mit Staunen, wie sich im Schwetzinger Park all die Stile ausgeglichen haben. Denn ein neues Naturgefühl hielt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts seinen Einzug: der sogenannte englische Garten entstand, der still verschwiegene Wege, sanft gebogene Pfade und lauschige Winkel liebte. So hat Skell, der berühmte Künstler des englischen Gartens in München, ganz folgerichtig den großen See, der einst ganz rechteckig war, ausgeweitet zu einem Weiher mit schattigen Buchten, unregelmäßigen Ufern, die hier begrenzt sind von kleinen Wiesenflächen, in denen sich dort die Aeste alter Bäume hart am Ufer im Wasser spiegeln. Und all die Bildwerke, die verschwenderisch im Garten aufgestellt sind, so verschiedenartig sie ihrem künstlerischen Ausdruck und Wert nach sind, heute sind sie aufgelöst in der einen großen Symphonie des Waldes.

Aufnahmen aus dem Archiv der Reichsbahndirektion Karlsruhe

Da finden wir alle möglichen Gottheiten im Waldesdunkel versteckt: eine Galatea entsteigt den Fluten, auf hohem Felsen sitzt Pan, seine Flöte spielend. Löwen mit urdrollig wirkenden Rokokogesichtern wissen nicht, was sie bewachen sollen. Da grüßt in einem stillen Winkel ein klassischer Minervatempel, und in einer anderen Ecke des Parkes erhebt sich gar eine echt anmutende Moschee, deren zwei überschlanke Minaretts sich seltsam genug in dem deutschen Wald ausnehmen. Ein Gebetshof, der die Gläubigen aufnehmen sollte, liegt heute einsam im Sonnenglanz. Ein anderes Bild: auf einem Säulengrund sitzen in Metall gegossene Vögel und speien aus ihren Schnäbeln wütend Wasser auf einen frechen Eindringling, eine Eule, die inmitten eines kleinen Wasserbeckens hockt. Hoch erhebt sich ein Apollotempel auf seinen Felsen, der unten labyrintische Durchgänge hat; man meint noch heute das fröhliche Gekicher der Hofdamen zu hören, die dort ihre Galans zum Besten hatten und sich dann doch so gerne fangen ließen. Gar köstlich ist aber vor allem das Badehaus, das sich Karl Theodor errichtete, hier, inmitten vortrefflicher Kunstwerke, gehörte er sich selbst. Seidene Tapeten zeugen noch heute von der Pracht der Räume, auserlesene französische Möbel schmücken es. Alles ist leicht und heiter, wie geschaffen für die galanten Szenen, die sich hier in der Verschwiegenheit des Waldes abgespielt haben.

Kein Wunder, daß seinerzeit Schwetzingen ein Anziehungspunkt aller großen Geister war; übertrieben klingt uns heute manches Lob aus ihrem Munde. Daß Voltaire hier lange Gast Karl Theodors war, zeigt, wie sehr auch dieser Fürst von französischem Esprit gefangen war; aber er hat in seinem Badehaus auch den deutschen Dichter Schubart empfangen und sich mit ihm gut verstanden. Im Festsaal des Zirkelhauses hat einst der kleine Mozart und seine Schwester „Schwetzingen in Bewegung gesetzt", wie der Vater stolz schrieb, und sie haben dafür ein „Präsent" von 15 Louisdors erhalten. In dem köstlichen kleinen Theater, dem einzig noch ganz rein erhaltenen Barocktheater, hat naturgemäß französische Kunst geherrscht. Aber doch erklangen dann auch deutsche Opern, wie Wielands „Alceste" mit der Musik von Schweitzer. Und was für hervorragende Gäste hat Schwetzingen in seinen Mauern gesehen: Goethe, Lessing, Schiller, Herder, Gluck, Klopstock, um nur die größten zu nennen.

Als Karl Theodor nach München übersiedelte, war es mit der Pracht Schwetzingens aus; selbst der Garten kam in Gefahr, ging man doch einmal mit dem Plan um, ihn als Kartoffelland zu verpachten! Aber der Badische Hof, zu dem 1803 Schwetzingen kam, hat das glücklicherweise verhütet: Schloß und Garten wurden aufs liebevollste gepflegt und erstrahlen heute in alter Herrlichkeit. Unzählige Besucher lockt diese Pracht an. Den größten Eindruck aber macht heute Schwetzingen auf den, der es zur Zeit der Fliederblüte besucht. Es ist eine Pracht, die sich in Worten nicht beschreiben läßt. Schon im Ehrenhof steht links und rechts ein riesiger Fliederbusch; das sind schon keine Sträucher mehr, sondern richtige Bäume, die so nah aneinanderstehen, daß man nur einen gewaltigen Strauß vor sich zu haben glaubt. Und drinnen im Park wiederholt sich die Pracht.

In früheren Zeiten war Schwetzingen dagegen wegen seiner Rosen berühmt. Solange die Boskette und Beete fein regelmäßig beschnitten waren, waren sie mit Rosenhecken eingefaßt, allüberall waren Rosenbeete angelegt. Von weit her kamen „Gäste von Auszeichnung", wie man damals sagte, um das Rosenwunder von Schwetzingen zu sehen. Aber auch die Bürger Mannheims stellten sich ein. So entstand das Fest des „Rosenmontags" — der also nichts mit dem Rosenmontag des Karnevals zu tun hat. Es wurde immer am Pfingstmontag gefeiert. Der Ursprung erklärt sich so: Karl Theodor war 1775/76 schwer erkrankt. Nach seiner Genesung wollte das Volk den geliebten Fürsten begrüßen; um das nicht allzusehr in die Länge zu ziehen, bestimmte Karl Theodor den Pfingstmontag, wo er alle seine Untertanen im Schloßgarten empfangen wollte; und bei diesem Gebrauch ist es Jahr für Jahr geblieben. Und als der Hof längst in München war, da wurde das Fest immer noch gefeiert, jetzt aber als richtiges Volksfest. Wir haben lustige Schilderungen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, was damals für ein tolles Leben und Treiben in Schwetzingen geherrscht haben muß; in Mannheim und Heidelberg wollte kein Mensch zurückbleiben: Bürger und Handwerker, Beamte und Studenten, jeder drängte nach Schwetzingen. Auf Leiterwagen machte man es sich so bequem, wie es ging. Den ganz Findigen gelang es einen Wagen aufzutreiben. Diese hielten vorsichtshalber aber außerhalb der Tore, um von dem, der todfroh war, wenigstens hier noch ein Gefährt zu erwischen, eine höhere Taxe zu erreichen. Dafür durfte der Bedauernswerte aber auch warten, bis der Wagen ganz gedrängt voll war, solange es auch dauern mochte; und der Ungeduldige, der sich womöglich mit einer „Schönen" verabredet hatte, konnte nicht verhindern, daß die Fuhrleute in Neckarau sich ausgiebig stärkten. In Schwetzingen erging man sich nun im Park. Auch hier war für Kurzweil im reichsten Maße gesorgt; man spielte und tanzte auf den Wiesen. Am Badehaus war eine Wirtschaft eingerichtet, die Moschee war in ein Kaffee verwandelt. Und die ganz Eifrigen erstiegen in fürchterlichem Gedränge, daß sie kaum vor- und rückwärts konnten, die Minaretts, um die herrliche Aussicht zu genießen. Daß bei dem ganzen Leben und Treiben Gott Amor nicht die kleinste Rolle gespielt hat, wird immer wieder erzählt. Und ein fröhliches Treiben hub in allen Wirtschaften und Zelten an, die in den Straßen Schwetzingens errichtet waren. Und erst in später Nacht fuhren die Gäste wieder lachend und scherzend und singend nach Hause und der Schloßpark lag in stiller Ruhe.

Auch heute noch ist er vielleicht am schönsten, wenn aller Lärm des Tages verklungen ist. Denn dann hebt noch ein Wunder an, dessen

man in solcher Schönheit kaum wo anders teilhaftig werden kann. Die Dämmerung ist langsam hereingebrochen, die Farben hinten am großen See verblassen allmählich. Da hebt leise und zagend eine Nachtigall an zu schlagen; bald antwortet ihr schluchzend eine andere. Und nun klingen von allen Seiten die jubelnden und die traurigen Weisen auf, uns in der Einsamkeit des Parkes seltsam ergreifend. Und wenn langsam der Sommerhimmel sich verdunkelt, da kommt erst recht die geheimnisvolle Stunde der Nachtigallen. Und uns ist, als hörten wir hinter den Hecken Reifröcke rauschen, als kicherten leise Mädchenstimmen, und die ganze galante Welt Karl Theodors sei lebendig geworden und treibe im Schein des Mondes und zum Lied der Nachtigallen ihr altes, ewig junges Spiel!